



Beilage zum  
**Rheingauer Bote.**

Verlag von Anton Meier in Rudesheim a. Rh.

1916. \* Nr. 20

**Die Liebe einer Frau.**

Ein Künstlerroman von Paul Bliß. (Fortsetzung.)

7.

(Nachdruck verboten.)

Am Abend des nächsten Tages kam Werner Schütz an. Er sah prächtig aus, war ganz sonnengebräunt und strahlte von junger Lebenskraft und Freude.

ganz voll von Ideen wäre er. Doch als sie beide aus der Stadt heraus waren und die grüne, blühende Campagna vor sich hatten, da rief der Rom-Schwärmer in ehrlichem Entzücken: „Sapperment, ist das hier aber ein herrliches Stückchen Welt! So schön hätte ich es mir doch nicht vorgestellt!“ Bruno nickte freudig. „Es kommt noch viel schöner, du sollst aus dem Staunen gar nicht herauskommen.“



**Die Hände.**

(Im Lazarett.)

Er reckte sich ganz leise, und er sah  
des hellen Krankenzimmers bleiche Wände.  
Vor seinen Augen nah, ganz nah  
bewegten sich zwei schöne weiße Hände.

Ihm war so schwach. Sein Kopf fiel hart zurück.  
Er konnte kaum die schweren Lider heben.  
Da war es ihm ein ruhmhaft gutes Glück,  
zu schau'n auf zweier Hände stilles Leben.

Sie faßten eben etwas Kaltes an,  
es sanft auf seine heiße Brust zu legen.  
Und weiche Rißen schoben sie ihm dann  
sacht unters Haupt, fast ohne sich zu regen.

Wie Schwestern schienen ihm die guten Hände,  
zu mildem Werke hilfsreich geeint,  
zu kühlen roter Wunden schlimme Brände  
und böse Fieberglut, die klopft und peint.

Er träumte: „Weiße Tauben! Wie sie fliegen  
in Julihimmels blauer Sommerruh!“  
Da blieben sie auf seiner Stirne liegen,  
und langsam fielen ihm die Augen zu . . .

E. Etienne Uffs, d. N.

umarmte ihn wie einen Bruder. Er war überglücklich seinen lieben Freund endlich wieder zu haben. Natürlich begann Werner sogleich von Rom zu schwärmen, von seinen Arbeiten sprach er und von seinen neuen Plänen;

Als sie daheim waren in der casa bianca, sah der Freund das neue Bild. Wie gebannt stand er davor, stumm und andachtsvoll. „Nun, was meinst du dazu?“ fragte Bruno endlich mit verhaltener Freude.

Da schrak der andere aus seinem Sinnen auf und erwiderte begeistert: „Es ist das Grandioseste, was du bisher gemacht hast! Es ist in jeder Beziehung herrlich schön, und ich bin überzeugt, es wird gewaltiges Aufsehen erregen. Aber sag nur, wer ist die Dame?“

Ganz ruhig antwortete Bruno: „Die Tochter unserer Wirtin.“

„Was? Hier im Hause!“

„Ganz recht, hier im Hause.“

Schweigend und lange sah Werner auf das Bild.

Endlich fragte Bruno, scheinbar ganz ruhig: „Gefällt sie dir?“

Begeistert rief der Freund: „Ich habe ja im letzten halben Jahre viele schöne Mädchen gesehen, aber nie habe ich eine gefunden, die alles, was ein Weib begehrenswert macht, so in sich vereinigt, wie es hier der Fall zu sein scheint!“

Stumm lächelnd stand der Ältere da.

Und der andere sprach eifrig weiter: „Das scheinst du noch gar nicht gemerkt zu haben, du eingefleischter Junggeselle!“

„O doch“, erwiderte er heiter.

Immer auf das Bild schauend, sprach Werner: „Noch nie habe ich ein Mädchen gesehen, das auf den ersten Blick so fesselt, — diese edlen Züge und die geradezu königliche Haltung, dabei im Blick trotz der suchenden Sehnsucht diese ganz einzige Milde und Güte, die nur den großherzig edlen Menschen eigen ist — direkt entzückt bin ich!“

Da nickte Bruno schmunzelnd und sagte: „Wie ich dich kenne, habe ich alles das auch nur ganz so erwartet, mein Jungchen. Aber nun komm, setzen wir uns hier mal ein paar Minuten auf den Balkon und reden wir nun von uns.“

Sie taten es, und dann berichtete Werner eingehend von seinem Aufenthalte in Rom und von seinen vollendeten Kopien, die zur vollsten Zufriedenheit des Bestellers ausgefallen waren.

„So, das von mir. Und nun sag, wie es dir geht.“

„Gut geht es mir, das siehst du ja!“

„Also alles ausgeheilt?“

„Aber natürlich! Der leichte Spizentatarth war schon nach sechswöchigem Aufenthalt geheilt.“

„Und du fühlst dich ganz wohl?“

„So wohl wie nie zuvor! Jetzt geht es mit neuen Kräften an die Arbeit. Nächsten Monat gedenke ich zurückzukehren. Bis dahin will ich hier noch fleißig Studien malen. Und dir dürftest das auch nichts schaden, mein Junge!“

„Herrlich!“ rief Werner. „Sofort bin ich dabei! Vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein werden wir arbeiten!“

„Es gibt wundervolle Motive hier. Du wirst erstaunt sein.“

„So, nun komm hinunter, damit ich dir den Garten zeigen kann.“

Sie gingen hinunter. Unter den Zypressen fanden sie Francesca. — Bruno stellte den Freund vor.

Nach der ersten Begrüßung sagte Werner, ohne seine Bewunderung zu verbergen: „Ich kenne Sie schon, Fräulein; ich habe oben das Bild gesehen!“

Und sie erwiderte mit lebenswürdigem Lächeln: „Auch Sie sind mir nicht mehr ganz unbekannt, Ihr Freund hat mir viel von Ihnen erzählt.“

Werner nickte ihr freundlich zu, aber er sagte nichts, unausgesetzt blickte er sie an, und er dachte nur immer: wie schön, wie herrlich schön ist sie doch!

Dann zog ihn Bruno weiter: „Komm mit hinunter zum Giacomo, da gibt's den besten Teroldico.“

„Also immer noch der Weinsucher!“

Lachend gingen sie weiter.

Und Francesca sah ihnen lange und sinnend nach.

Unten begann Werner von neuem zu schwärmen: „Bruno, ich verstehe dich nicht mehr! Bist du denn blind für Frauenreize?“

„Durchaus nicht, mein Lieber. Sonst hätte ich sie doch nicht gemalt.“

„Ach, das ist das Interesse des Künstlers! Aber als Mensch, als Mann empfindest du denn als solcher gar nichts?“

„O ja. Aber du scheinst ja über beide Ohren verliebt zu sein.“

„Wenn ich es noch nicht bin, dann werde ich es bestimmt werden. Dessen kannst du sicher sein!“

„Du, das laß lieber bleiben!“

„Oh, weshalb?“

„Weil du es dann mit mir zu tun bekommst!“

Halb erschrocken und fragend sah Werner auf.

„Sie ist nämlich bereits meine Braut!“ Nun war es heraus. Länger konnte es Bruno nicht zurückhalten, er war kein Komödiant.

Einen Augenblick starrte der jüngere den älteren Freund an; sprechen konnte er nichts.

„Ja, ja, mein Kerlchen, es ist so! Nächsten Monat heiraten wir!“

Endlich fragte der andere: „Warum hast du mir denn das so lange verschwiegen?“ Und seine Stimme erzitterte ganz leise.

„Weil ich dich überraschen wollte, Junge!“

„Das ist dir allerdings gelungen.“

„Mehr, als ich erhoffte, denn du gratulierst mir ja!“  
Da nahm sich Werner zusammen, verdrängte seine Stimmung und seine Enttäuschung und reichte dem älteren dem er so vielen Dank schuldete, und den er so innig beide Hände hin, und mit treuherzigem Blick und festem Druck wünschte er ihm Glück zu der Wahl.

Damit war die leichte Spannung zwischen beiden in ehrlicher, treuer Freundschaft fanden ihre Herzen Frieden.

Und dann begann Bruno zu schwärmen. Mit bezaubernden Worten schilderte er, wie er sie kennen und lieben gelernt hatte, wie sie beide so bald sich verstanden hatten. Auch den menstos mit Mario berichtete er und von der langen, Krankheit, in der sie ihm mit rührender Zärtlichkeit behilflich war. Alles erzählte er jetzt. Werner wurde immer erregter.

„Und nichts von alledem hast du mir auch jemals geschrieben nur angedeutet!“

„So etwas erzählt sich besser“, sagte Bruno heiter.

Als sie dann unten auf der Terrasse saßen und den Wein im Glas hatten, da tranken sie auf die neue, sonnige Am Abend, als Bruno sein Zimmer betrat, fand er auf dem Tische einen kleinen Brief.

Francesca schrieb: „Liebster, tu mir den Gefallen, keine Komödie spielen, sondern sage deinem Freunde, uns gehören. Glaub mir, es ist besser, ich fühle es. Küsse, Francesca.“ — Lächelnd steckte er den Brief ein.

Und gleich am nächsten Morgen beruhigte er sie, daß Wunsch schon vorgeahnt hatte.

Zum Dank küßte sie ihn heiß und innig.

„Nun, wie gefällt dir Werner?“ fragte er fröhlich.

„Oh, er scheint ein lieber Mensch zu sein.“

„Ja, das ist er! Und auch ihr beide müßt gute Freunde damit wir zu dreien in steter Eintracht leben könnten!“

Lächelnd und gutherzig versprach sie es ihm.

Dann kam auch Werner dazu.

Francesca begrüßte ihn traulich und herzlich.

Doch er war heute ein wenig befangen. Das merkte und er kämpfte auch dagegen an, aber es war umsonst, — als läge ein leichter Druck auf seiner Seele, der ihm den Blick verfinsterte.

Dann gingen die Freunde in die Berge, um zu malen.

„Was fehlt dir, mein Junge?“ fragte Bruno. „Du bist so seltsam still!“

Werner versuchte heiter zu sein, aber es wollte nicht. „Mir fehlt gar nichts, vielleicht scheint es dir nur so, ich so still.“

„Nein, es scheint mir nicht nur so, sondern du bist wirklich trübsinnig, denn in deinen Worten liegt unverkennbar Resignation.“

„Also was fehlt dir? Sei ehrlich!“

Jetzt lachte Werner laut auf. „Du siehst Gespenster, wirklich nichts!“

Da schwieg Bruno. Er fühlte deutlich, daß der Freund mal nicht ganz offen war. Das tat ihm weh. Und er sann nach, was wohl der Grund der Verstimmung sein könnte. Er fand keinen.

Auch Werner schwieg. Und jetzt war er wirklich verstimmt, denn er ärgerte sich, daß er sich so schlecht beherrschte.

Erst, als sie am Ziele waren, das Bruno als eines der malerischen Motive herausgefunden hatte, war der Grund des Schweigens gebrochen.

„Nun, was sagst du zu diesem Bild?“ rief Bruno entzückt auf die prangende Landschaft.

„Ja, es ist ein schönes Stückchen Welt, das sehe ich sehr gern“, erwiderte Werner in ehrlicher Begeisterung.

Dann begannen sie zu arbeiten. Währenddessen wurden gesprochen, alle möglichen Erinnerungen ausgekratzt, hier fiel ein Scherzwort — aber es half nichts; der alte, ungebrochene Freundschaftston von ehedem wollte nicht wieder anklingen.

Das fühlte ein jeder. Und endlich schwiegen sie gänzlich arbeiteten still und emsig weiter.

Auf dem Heimwege aber hielt Bruno es nicht länger aus; er stellte den Freund einfach zur Rede: „Mein lieber Bruno, so geht das nicht weiter. Jetzt bekeme mal Farbe. Du hast gegen mich, ja, ja, — sag, was du willst — ich bleibe bei meinen Augen — jawohl, das habe ich ganz deutlich gesehen.“

Da wurde der Freund purpurrot — das geheimste Gefühl seiner Seele war soeben freigelegt, von dem Allerheiligsten Vorhang herabgerissen — etwas, das er selber noch nicht zu denken wagte, das er unberührt in den Tiefen seines Bewußtseins gelassen wollte, nun war es ans Tageslicht gezogen und an sein Ohr: Haß! Haß! Haß!

nur einen Augenblick währte das, dann war die Röte und  
heit verschwunden, er war Herr seiner Stimmung, und  
m, lächelndem Blick sah er den Freund an. Und als er  
prechen begann, schlug er einen besonders herzlichen Ton  
deshalb, um sich selbst über den letzten Reiz der Ver-  
hinwegzutäuschen.

„Mir die Liebe, Bruno,“ bat er, „und laß uns nicht mehr  
ben! Es ist ja möglich, daß ich ein wenig nervös oder  
— vielleicht liegt mir noch die lange Reise in den Glei-  
leicht auch liegt es an dem Luftwechsel — sicher wird es  
oder in den nächsten Tagen schon ganz überwunden sein.  
ist wahr, reden wir nun nicht mehr davon.“

„Gut gab sich Bruno dem zufrieden.“  
daheim waren, ging Werner in sein Zimmer und blieb  
allein. Nun ließ er seinen Zorn an sich selber aus und  
sich mit endlosen Vorwürfen, daß er solchen inlauteren  
nachgegeben hatte. Und immer kam die Frage: War  
auch wirklich Haß, was da so tief im verborgenen schlum-  
Er konnte nicht anders, er mußte sich diese Frage be-  
war Haß, der in seiner Seele geschlummert hatte.

„Wie, wie nur kam er dazu? Wie konnte er diesen  
m, dem er doch so unendlich viel verdankte, auch nur  
Augenblick lang haßen? Wie war das denn nur möglich?  
kann und kann. Und da, mit einem Male, blitzartig, jäh,  
die Erleuchtung . . . er war eifersüchtig auf ihn! Ja, so  
Das schöne Mädchen hatte es ihm angetan, vom ersten  
an, da er sein Bild gesehen hatte, hatte dasselbe es  
getan — sofort war er in Begeisterung für es erglüht, und  
gehofft, die Schöne für sich zu gewinnen. Und da war  
und ihm zuvorgekommen, hatte sie ihm schon lange vorher  
den und nun ihm noch dazu eine Komödie vorgespielt —  
ja, deshalb war der Haß in seiner Seele aufgekeimt.

„War es. Nun war er sich über alles klar. Beschämt, zer-  
lah er da. So klein, so erbärmlich klein hatte er handeln  
Diesem Manne gegenüber, der ihm mit offenen Armen  
angekommen war, hatte er solche kleinlich erbärmliche Re-  
stkommen lassen? War das Freundschaft? — Psui! Wie  
hatte er gehandelt! Schamrot wurde er vor seiner Er-  
keit. Aber jetzt, nun er klar in seine Seele hineinge-  
hatte, nun er den Abgrund sah, an dem er wandelte, nun  
auch gerettet. Jetzt konnte und mußte er beweisen, daß er  
war als die Versuchung, daß er ihr widerstehen konnte.

„Er zu Bruno hineinging, war er ein anderer. Fort war die  
nung und die Zurückhaltung, und mit der alten, treuen  
heit kam er nun dem Freunde wieder entgegen, um ihn  
zu machen, daß er auch nur einen Tag lang mit ver-  
er Seele neben ihm hergegangen war.“

„Wort bemerkte Bruno den Umschlag der Stimmung; er  
sch dessen ehrlich, und er war taktvoll genug, das Vorher-  
ene mit keiner Silbe mehr zu erwähnen. Die alte Freund-  
wie sie ehemals geherrscht hatte, war wieder erstanden.  
wenn sie von dem schönen Mädchen sprachen, und wenn  
nie genug von den herrlichen Eigenschaften seiner Braut  
konnte, nur dann erbehte es tief in Werners Brust, und  
noch glimmte dann ein Funke jenes gefährlichen Feuers  
verborgenen — aber dann raffte Werner alle Manneskraft  
an und erdrückte diesen Funken.“

„Lagte er über sich selbst. Abends saßen sie zu dreien im  
und saßen hinunter in den Frühlingszauber der Cam-  
Dann holte Francesca die Laute und sang ein Lied. Und  
edlich-glückliche Stimmung zog dann herauf.  
in Arm saßen die Liebesteute da, glücklich und zufrieden,  
er harnte nun ja eine wundergleiche Zukunft, der sie beide  
sender Seele entgegenstehen — und nur Werner, obgleich  
und scheinbar zufrieden dasaß, erbehte dann manchmal  
ann in seiner Brust war es jetzt weh und wund, und in  
Seele klang es wie ein leises, schmerzliches Weinen.“

„Als er spät abends sein Lager aufsuchte, da biß er sich in  
Bist fest in das Kissen hinein, um nicht laut aufzuschluchzen.  
nächsten Tage waren hell und voll lachend strahlendem  
schein; fleißig saßen die Freunde und malten und füllten  
adienmappen.“

„Bruno war in prächtiger Stimmung. Offenherzig sprach er  
den neuen Plänen, — wie er nun in Berlin ein Haus zu  
gedenke, um seine schöne Frau in die Gesellschaft einzu-  
wie er alle Geistesgrößen zu sich heranziehen wollte, um  
kleinen Kreis auserlesener Menschen um sich zu schaffen.  
hörte Werner zu.“

„Dann begann Bruno von neuem: „Und du, mein Junge,  
dich nun mit meiner Checca recht gut befreundet, denn  
be will ich immer um mich haben, — treue Freundschaft  
ne Liebe, — ohne die will ich nun nicht mehr sein!“

„Mit treuherzigem Lächeln versprach es Werner, — aber in  
seiner Seele erklang wieder dies leise, wehe Weinen.“

„An einem Vormittag hatte Bruno in Arco zu tun, um die Vor-  
bereitungen für die Eheschließung zu erledigen.“

„Ehe er fortging, sagte er zu Werner: „Ich habe soeben Fran-  
cesca gebeten, daß sie dir ein Stückchen vom Gardasee zeigt; also  
geht zusammen nach Riva, und sieh du dir die Ponalesstraße und  
den Ponalesfall an. Es lohnt sich, mein Junge! Nachmittags  
komme ich dann nach, und wir treffen uns unten am Hafen!“

„Werner sagte zu, aber heimlich erbehte er. Und gleich nach-  
dem Bruno fort war, ging er hinunter in den Garten.“

„Francesca wartete schon. „Nun, haben Sie Lust zu der  
Partie?“ fragte sie mit fröhlich offenerzigem Gesicht.“

„Aber natürlich!“ rief er ebenso fröhlich. „So etwas werde ich  
mir doch nicht entgehen lassen!“ Und so wanderten sie davon.“

„Wie umgewandelt war er. Alle Traurigkeit der Seele war wie  
weggeweht. Zum Jauchzen fröhlich wurde ihm ums Herz.“

„Langsam gingen sie dahin durch den sonnigen Frühlingsstag.  
„Nun, ist es nicht schön bei uns?“ fragte sie heiter.“

„Herrlich ist es!“ — Begeistert nickte er ihr zu.  
„Freilich, an Kunst und moderner Luxuspracht gibt unser  
Ort nichts, aber wer ein wahrer Freund der Natur ist, der kommt  
schon auf seine Kosten.“

„Fröhlich erwiderte er: „Das will ich meinen! Und gerade das  
einfach Ländliche ist es, was der Gegend hier den Reiz gibt. Die  
Prozen, die ohne internationales Kurleben nicht bestehen können,  
die sollen auch gar nicht hierher kommen — stimmt das nicht?“

„Heiter, mit offenerzig reinem Blick sah sie ihn an und stimmte  
ihm bei.“

„Werner fühlte, daß er unter diesem Blick errötete, doch er  
nahm sich zusammen und zwang die Erregung zurück.“

„Plötzlich huschte ein Falter, ein buntes Pfauenauge, dicht an  
seinem Gesicht vorbei.“

„Im ersten Erschrecken schlug er nach dem übermütigen Gesellen.  
Da bat sie schnell: „Ach bitte, tun Sie ihm nichts!“

„Oh, gewiß nicht! Übrigens bekomme ich ihn ja auch gar nicht  
mal!“ rief er lachend.“

„Und zum Dank dafür sollen Sie auch belohnt werden.“  
Schnell bückte sie sich und pflückte ein paar Veilchen, die am  
Wiesenrande standen.“

„Er war beglückt wie ein Knabe, dem man den größten Wunsch  
erfüllt hat. Dankbar schüttelte er ihr die Hand.“

„Sie nickte ihm fröhlich zu.  
Und wie zwei glückliche Kinder, denen die erste Frühlingssonne  
das Herz erwärmt, wanderten sie fröhlich weiter.“

„Auf den Feldern waren die Bauern beim Wein, beschnitten  
die Reben und banden sie fest. Lustig gingen die Grüns hinüber  
und herüber. Und jubelnd schwangen sich die Lerchen empor in  
den blauen Äther. Herrlich, herrlich war der Tag.“

„Das Herz wurde einem froh und weit, und alle Kümmernisse  
schwanden dahin unter diesem strahlend blauen Himmel.“

„Sie plauderten und lachten und scherzten, zwei Menschen mit  
fröhlichen Kinderherzen, zwei Freund gewordene glückliche Men-  
schen, die im Augenblick nichts wollten, als sich ihres Daseins  
freuen. So kamen sie, ehe sie es ahnten, in Riva an.“

„Erst das lärmende Rufen der Mora-Spieler, das aus einer  
Schenke herausschallte, erinnerte sie daran, wo sie waren.“

„Als sie durch die schmalen Gassen nach dem Hafen hinunter-  
stiegen, sagte er: „Mein Gott, ist das eine interessante alte Stadt,  
riesig pittoresk — das reime Mittelalter noch — als ob die Jahr-  
hunderte mit ihrer alles nivellierenden Kultur hier einfach vorbeig-  
gegangen wären!“

„Lächelnd stimmte sie ihm bei. (Fortsetzung folgt.)“

## Der Herr von Nummer 36.

Eine Großstadtgeschichte von Paul Blif. (Nachdruck verb.)

Es war acht Uhr früh. — Noch schlummerten die Logiergäste  
des Familienhotels „Werner Hof“, aber unten im Parterre  
regten sich schon lange die rührigen Hände der Angestellten des  
Hauses, alle Vorbereitungen zum Erscheinen der Gäste zu treffen.“

„Besonders Friedrich, der stramme Hausknecht, war in reger  
Tätigkeit: ein Haufen Stiefel und ein Berg von Kleidern lag vor  
ihm, die der Reinigung harnten. Aber dennoch hielt er manch-  
mal mitten im Puzen inne, sah mit verschlossenen Augen hin-  
unter auf den Fluß, der unmittelbar am Haus seine trüben Fluten  
träge weiter trieb, und wenn dann der kalte Nebel dicht aufstieg  
und die winzig vorlugenden Sonnenstrahlen verdüsterte, dann  
wurden auch des guten Friedrichs Augen trüb, und in stiller Wut  
murmelte er: „Gundewetter, verdammtes!“

„Plötzlich schlug die elektrische Glocke an.  
Grimmig sah Friedrich nach der angeschlagenen Nummer. „Na,



b in  
wo  
habe  
geget  
n?"  
Geße  
ritie  
te w  
von  
thole  
der  
Sie  
gan  
vin id  
nie  
orde  
die  
re."  
ich  
die  
Ma  
aust  
Anz  
auen  
r der  
mien  
agte  
eine  
Ma  
nd lo  
ei b  
Der  
nig  
jen  
änd  
ich  
hatte  
De  
an de  
Nur  
Hau  
gen  
peter  
an in  
sich  
nach  
36.  
Szen  
erbe  
Em  
er  
"S  
rime  
ort  
izei  
affen  
"W  
Herr  
mein  
anfu  
Hau  
icher  
Birt.  
"S  
Dont  
er,  
de  
reim  
gelt  
der  
dur  
paar  
de  
sofort  
Rat  
schaffen."



Ansicht von Compiègne in der Champagne.

„Sie hören mir ja alle meine anderen Gäste! Ihr wird sich ja finden.“  
„Wo soll er sich denn finden? Ich habe ja bereits den durchgesehen, die unten sind! — Sie haben eben eben im Hause. Also lassen Sie gefälligst sofort die Polizei rufen. Meine Zeit ist nämlich sehr knapp.“

„Aber, mein Herr, solange ich das Haus habe, ist so was noch niemals vorgekommen!“  
„Nun gut. Wo ist Ihr Telefon? So werde ich selber die Polizei rufen.“

„Mein Herr, ich bitte, haben Sie doch ein wenig Geduld. Sie vernichten ja den guten Ruf meines Hauses. Ihr Anzug muß sich ja doch wiederfinden!“

„Sehr gut! Soll ich hier vielleicht bis zum Abend in Unterhosen herumlaufen? — Um halb zehn geht mein Zug.“

Fremden Maß, und nach wiederum zehn Minuten lagen sechs fertige Anzüge dem fremden Herrn zur Wahl vor.

Desgleichen wurden aus einem Schuhgeschäft verschiedene Stiefel zur Auswahl geschickt. — Nach kaum einer halben Stunde war der Herr von Nummer 36 neu ausgestattet. Er schalt zwar noch recht tüchtig, daß er einen sehr schlechten Tausch mache, denn sein Anzug wäre viel gebiegener gewesen, auch die Stiefel seien lange nicht so gut, als die feineren gewesen waren. Da indessen der Wirt immerfort bat und ihn beschwor, daß er keinen Standal machen möge, und da er ihm endlich



In stiller Andacht.

Aufnahme aus dem Felde von einem Feldgrauen.



„Bergejelle, Ritter des Eisern Halbmondes. (Mit Text.)“

„Sie sind für alles verantwortlich!“  
„Wirt, Angüßschweiß auf den, bat noch einmal höflich um die Bitte, mein Herr, haben Sie paar Minuten Geduld, und sofort Rat schaffen.“



Militärische Jugenderziehung in Osterreich: Wiener Pfadfindergruppe bei einer Geländeübung. Nilophot, Wien.

auch noch das Zahlen der Hotelrechnung erließ, so gab sich der Fremde schließlich zufrieden und ging eilig zum Bahnhof.

Erst als er hinaus war, atmete der Wirt wieder auf. Die Sache hatte zwar zirka hundert Mark gekostet. Aber immerhin war dies noch leichter zu tragen als ein Skandal, der ihn um seinen Ruf brachte. — Einigermassen beruhigt setzte er sich zum Frühstück nieder, um sich nach der ausgestandenen Aufregung zu stärken.

Doch kaum sah er, so kam eine neue Überraschung für ihn. Es erschien ein Schiffer, dessen Kahn auf dem Fluß an der Rückseite des Hotels seit gestern abend festgemacht war. Der Mann brachte ein ziemlich umfangreiches Paket und berichtete dazu, daß es nach Mitternacht, als alles schon schlief, aus einem Fenster des Hotels ins Wasser geworfen worden sei. Er sei noch wach gewesen, hätte zum Kabinensfenster hinausgesehen, da sei das Paket an seinem Kopf vorbei ins Wasser geflogen. Zuerst habe er an ein Verbrechen gedacht. Da aber alles still blieb, sei auch er ruhiger geworden. Er habe dann mit dem langen Faden nach dem Paket gefischt, bis er es denn endlich, nach vieler Mühe, gefunden hatte.

Der Wirt war äußerst erstaunt und ließ das Paket öffnen. Und zu seiner großen Verwunderung kam ein abgetragener, geflickter und mehr als schäbiger Anzug und ein Paar total zerrissene Stiefel zum Vorschein. Dabei war ein mit Bleistift geschriebener Zettel, auf dem man nach einiger Mühe noch die Worte entziffern konnte: „Da der Winter kommt, muß man sich neu einkleiden! Ich danke Ihnen für Ihre Mühe. Der Herr von Nummer 36.“

## Blinder Eifer schadet nur.

Humoristische Skizze von Hans Baier. (Nachdruck verb.)

**S**ief aufatmend vor Lust und Freude, morgen den längst ersehnten vierwöchigen Urlaub antreten zu können, war der Gerichtsbeamte Tobias Krautmayer durch das Tor des Amtsgebäudes auf die Straße getreten. Unwillkürlich warf er noch einen Blick auf die lange Fensterfront des grau getünchten einformigen Gebäudes, wie um demselben ein stummes „Gehab dich wohl“ zu sagen, rückte dann seinen Hut unternehmend in den Nacken, umspannte kräftiger den Griff seines Stodes, schüttelte sich einen Augenblick, als ob er die Last der winterlichen Fronarbeit von sich würie, und stürmte dann vorwärts. — Welch himmlische Aussicht! Morgen um dieselbe Zeit war er schon längst in seinem geliebten Fahrenstein, einem stillen Dörfchen, das, weitab vom Lärm und Getriebe der Großstadt, in einem anmutigen Tale, umsäumt von herrlichen Laub- und Nadelwäldern, sich sein bescheidenes Plätzchen gewählt, und wo Herr Krautmayer nun schon seit acht Jahren mit seiner Familie, die aus Frau und zwei halbwüchigen Jungen bestand, regelmäßig seinen karg bemessenen Sommerurlaub verbrachte.

Für gewöhnlich, nur bei sehr schlechtem Wetter nicht, legte Herr Krautmayer, um nach dem sieben Stunden langen Eilen am Schreibpult die erschlafften Glieder wieder aufzufrischen, den Heimweg zu Fuß zurück, — er wohnte weit draußen in einem billigen Borort im vierten Stockwerk einer rechten Zinstasernen (ohne Aufzug) — aber heute legte er trotz prächtigen Wetters zwanzig Heller Nickelwährung auf den Tisch der Aktionäre der Trambahn, um früher nach Hause zu kommen.

„Anna! Eine unerhörte Neuigkeit“, sagte er mit einem fröhlichen Lächeln auf den Lippen, als er ins Zimmer trat, wo seine Frau, müde wie es schien, auf dem bereits gepackten Reisefloffer saß. „Denke dir, unser guter Herr Direktor, der immer in dem sündteuren Guggenhausen seinen Urlaub zugebracht hat, geht heuer auch nach Fahrenstein!“

„Was du sagst! Ist das wirklich wahr?“

„Es ist ganz sicher. Ich hatte ihn, wie ich mich bei ihm der Vorschrift gemäß zum Urlaubsantritt abmeldete, erzählt, wie horrend billig dort zu leben sei, daß man fast geschenkt wohne, und daß überdies nicht bald wo so viele Erd-, Schwarz- und Himbeeren zu finden wären, wie in den Wäldern um Fahrenstein!“

„Von den Himbeeren hättest du den Mund nicht so voll zu nehmen gebraucht, die sind uns selbst immer zu wenig geworden! Nun, und weiter!“

„Darauf dachte er eine Weile nach, wie er denn überhaupt ein scharfer Denker ist, zündete sich dabei eine frische Zigarre an und sagte nach einigen Zügen: Gut! Ich will's heuer dort einmal riskieren. Sehen Sie uns nach einer hübschen Wohnung um, Zimmer und Küche, — und womöglich kein Hahn im Hause. Diese Luderchen wecken einen schon in aller Herrgottsfrühe auf! Mit den Worten: Glückliche Reise und schreiben Sie recht bald, entließ er mich dann.“

„I du meine Güte! Da werden wir ja täglich mit den Direktorischen beisammen sein. Paß auf, lieber Ottokar, du wirst im Herbst Oberoffizial!“

„Schön wäre es, und auch Zeit. Nach zwanzig Jahren! Aber

da ist noch der Didingen vor mir“, meinte tief aufsehliebe Ottokar.

„Ach was“, erwiderte resolut Frau Krautmayer, Herr Direktor will, kannst du den Didingen leicht über-

„Möglich wäre es freilich! Und das Gesicht vom Ich will gar nicht daran denken!“

„Du wirst schon sehen, wie ich mich bei der gnädigen Direktor ansehen werde. Ich versteh' das schon. Der offiziell kann dir kein Herrgott wegnehmen!“

Bereits am nächsten Tage hauste die Krautmayerische seelenvergnügt beim Hinterbauern in Fahrenstein.

Herr Krautmayer, dienstfertig wie immer, hatte sie nach der Ankunft auf die Suche nach einer Wohnung Herrn Direktor begeben und fand nach längerem Hinfragen eine solche, notabene ohne Hahn, bei der Bäckerwitwe Schieber. Dieselbe war nach dem Tode ihres aus der Hauptstadt nach Fahrenstein, ihrer Geburtsstadt siedelt und hatte sich allda ein nettes Häuschen mit einem Vorgarten angekauft, das sie allein mit ihrer Magd besagte Wittib forderte für Zimmer und Küche auf acht einen Mietzins von hundert Kronen und bemerkte dazu: mir ist überhaupt gar kein Viecherl im Haus! Dafür ich! Und ich bin die gute Stund selber! Die Betten vierzehn Tag frisch überzogen, und ausgiebig wird Tag! Und die Salk kriegt dafür ihr Trinkgeld! Und die Luthhäusl auf der linken Seit'n draußt im Garten, da aufs Quartier noch drauf!“

Da Zimmer und Küche tadellos eingerichtet und alles rein gehalten war, zog Herr Krautmayer würdevoll Brieftasche hervor und erlegte, um der Wohnung sicher zehn Kronen als Angabe, worauf sich die Kontrahenten gnügt die Hände schüttelten.

Der Herr Direktor hatte zwar nichts davon gesprochen, Geld zu geben, aber sollte sehen, wie sehr er sich in seinem Offizial verlassen könne.

Darauf ging Herr Krautmayer nach Hause und schrieb vier Seiten langen Brief, worin er die Vorzüge der neuen Wohnung in das beste Licht stellte, die Abwesenheit des Gatters anmerkte und zugleich mit überschwenglichen seiner Freude Ausdruck gab, den gnädigen Herrn Direktor baldigst in dem anmutigen Fahrenstein begrüßen zu Davon, daß er die Wohnung bereits gemietet, erwähnte.

Es überkam ihn nämlich bereits eine dunkle Ahnung ob er etwas zu dienstfertig gewesen wäre, aber —!

Hier brach Herr Krautmayer ab, denn er suchte vergeblich einer Begründung des Tatbestandes, wie es im Amt und da es eben an der Zeit war, in den Finsterwald auf um Erdbeeren zu pflücken, quälte er sich damit nicht und draußen im Waldesrauschen entschwand ihm jede

Das Antwortschreiben des Herrn Direktors traf beiläufig acht Tagen ein und lautete dahin, daß er dem Herrn Direktor seine Mißverwaltung höflich danke, daß seine Frau denn wieder Guggenhausen vorgezogen hätte, wo sie immer in Anschluß gefunden und stets mit allem zufrieden gewesen.

Herr Krautmayer sah da, als ob ihm ein Simson erbeige gegeben, Frau Krautmayer vergoß Tränen der Enttäuschung. Die Aussicht auf den Oberoffizial war in nebelhafte Ferne gerückt.

Aber das gute Frauchen gewann alsbald wieder die und sagte: „Fürs erste, lieber Ottokar, gehst du jetzt Schieber und holst die zehn Kronen Angabe. Und der Herr Direktor, — nun, der soll uns gern haben, und sie auch, die Madam! Haha! Keinen passenden Anschluß hätte sie finden! Da möcht einem doch der Schnee verbrennen! man nicht wüßt, daß 's noch die Hälfte Haar, die sie hat, beim Friseur schuldig ist! Übrigens, ich hab' gleich lang auf das Geplausch des Herrn Direktors nicht viel Wassermacherei — sonst nichts. Na, geh nur jetzt, lieber Ottokar!“

Der liebe Ottokar erhob sich mit einer wahren Leidenschaft und machte sich auf den Weg zu dieser Schieber.

„Was hör' ich, Sie spaßiger Herr! Sie woll'n die Herr rüd?! Aber geh'n's! Was geht denn das mich an, Herr Direktor nach Tripstrill geht und nicht herkommen haben mir die Angab geb'n und Sie müssen auch das zahlen! Gott sei Dank, ich war netto zweieundzwanzig Jahre Meisterin in der Stadt, mir machen Sie, Herr Offizial, Offizial her, keinen blauen Dunst vor! Empfähl mich! Morgen die neunzig Kronen nicht da am Fensterbrett wern's meinen Advokaten kennen lernen!“

Trotz dieser fürchterlichen Drohung ging Herr Krautmayer nicht von dannen, sondern brannte ein Redefeuierwerk dessen Schlußeffekt er eine „dumme Gans“ steigen ließ.

schrte Frau Schieber ihrer Magd zu, „Sie haben  
me Gans g'hört!“  
wenn ich daselb', werd' ich Ihnen doch hören!“  
Bittig klagte, da die neunzig Kronen nicht ins Haus  
und Herr Krautmayer wurde sachfällig. Blutenden Her-  
te er die Miete für die Sommerwohnung des Herrn  
und lernte auch die Kostennote des Advokaten der  
Schieber kennen. Die dumme Gans nahm er zurück und  
me Unbescholtenheit.

er schwur er in seiner grimmen Wut, ganz Fagenstein  
boden gleich zu machen, die Schieber an einen Pfahl  
und langsam zu rösten, und sodann sich, seine Frau  
zwei Jungen auf eine unmenschliche Art ums Leben  
— schenkte aber schließlich allen das „elendige“ Dasein.  
Düdingen wurde im Herbst Oberoffizial; und die Kraut-  
n verbrannten im Winter sämtliche Ansichtskarten von  
die sie im Laufe der Jahre  
und bereinst einmal dem  
zum schenken wollten. Und  
Sinterbauer nie wieder.

### Brot in Sprichwort und Sage.

on Eugen Peterjon.  
golden Brot“, sagt man in Ita-  
von dem, der ein üppiges Le-  
und nicht etwa entstammt  
spruch der dichterischen Phant-  
bern der Wirklichkeit, und zwar  
weil man im vierzehnten Jahr-  
in den Häusern der Reichen  
rug, das mit dünnen Gold-  
erplättchen belegt war, denn  
an sich erschien den Bewöh-  
was Alltägliches, zu Gewöhn-  
Selbsterständliches, als daß  
ostbaren Schmutz der Tafel rei-  
würdig gewesen wäre.

verwöhnt zu sein, haben auch  
Brot bisher nicht so geachtet  
und nicht die Worte beachtet: „Wer kein Brot hat,  
den viel Gedanken“. Wir haben ja Brot und werden  
der Fürsorge von Staat und Gemeinden auch ferner  
Aber gefragt haben wir uns wohl schon oft, wie es  
an wir einmal kein Brot hätten.

in wir einmal genau darüber nach. Manche Weisheit  
wörtern und aus der Sage wird uns Aufklärung geben.  
ische Aussprüche aus Volksmund klingen uns entgegen.  
enswert für die heutige Zeit sind.

teile so dein Brot, daß du nicht leidest not.“

wir uns an diesen Rat halten, so werden wir leicht den  
erungsplan unserer Feinde zuschanden machen. Sollten  
Stücke etwas spärlicher ausfallen, so tröste man sich mit  
der Väter: „Ein halbes Brot ist besser als gar keines.“

Kriegsbrot fällt wohl oft etwas schwarz aus, das schadet  
das mundet wohl nicht so wie weißes Brot und scheint  
er so gewesen zu sein; denn ein altes Sprichwort sagt:  
ich weißes Brot habe, esse ich kein schwarzes.“ — „Der hat  
Brot zuerst gegessen“, sagte man auch von jemand, dessen  
ten hinter ihm lagen. Und will man zum Ausdruck  
daß man einem Grollenden nicht durch besondere Freund-  
ntgegenzukommen braucht, so heißt es, wie Allwälschädt  
interessanten Plauderei über die Philosophie des Brotes

„Er muß beim schwarzen Brot wieder gut werden.“

dem soll man das weiße Brot keineswegs überschätzt  
die die nachstehenden Sprichwörter beweisen: „Man  
weißen Brotes auch satt“ — oder: „Man ist solange  
Brot, bis man nach dem schwarzen greift.“ Das letztere  
halb auch kräftig in Schutz genommen: „Auch schwarzes  
Brot vor dem Hungertod.“ — „Schwarzes Brot macht so  
weißes.“ — „Schwarzes Brot macht die Wangen rot“ usw.

zeitgemäß ist auch eine andere alte Brotweisheit, näm-  
Warnung vor dem „frischgebakenen Brot“. Es schmeckt  
jedoch ungesund, und mehr als an den Magen denkt  
te dabei an den Geldbeutel; denn es ist eine alte Erd-  
daß „frisches“ Brot sich sehr schnell „verißt“. Deshalb  
auch, daß es ein Haus „öde“ machen kann, d. h. eine  
die es regelmäßig ist, kommt auf keinen grünen Zweig,  
berödet“, d. h. verarmt. — Das schwäbische Volk hat  
lerniges Wort: „Mit dem neubakenen Brot kann man  
ern auf Gant freffen.“ Man kann ihn also so weit

bringen, daß er sein Hab und Gut versteigern lassen muß. Eine  
alte Wahrheit haben also unsere Behörden beachtet, als sie den  
Verkauf neubakenen Brotes untersagten. Das Brot will aber auch  
geachtet werden. Dem alten Reim: „Wer den Pfennig nicht  
ehrt, ist des Talers nicht wert“, entspricht der nachstehende: „Wer  
das Stücklein Brot nicht ehrt, der ist auch den Laib nicht wert.“

In Schwaben heißt's: „Das Stücklein Brot, das auf den Erd-  
boden gefallen ist, solle man küssen“, um es gleichsam zu ver-  
söhnen, es für die Unachtsamkeit, mit der man es behandelt hat,  
um Verzeihung zu bitten. Ebenso veranlaßte einst der berühmte  
Paracelsus einen Gastwirt dazu, den Pfennig zu küssen, den dieser  
hatte fallen und achtlos liegen lassen. „Küß den — Pfennig“ heißt  
seitdem, wie Allwälschädt berichtet, seit jener Zeit das Wirtshaus.

Das Brot, das Schweiß kostet, erarbeitet werden muß, das  
„weint, wenn es unnützig gegessen wird“. Das Brot, das man am  
meisten achten soll, wenn es am wohlfeilsten ist, sagen die Litauer,  
das liebe, tägliche Brot verlangt noch  
andere Rücksicht: „Man soll es nach  
dem Volksglauben nicht auf seine ge-  
wölbte Seite legen“, es darf „nicht in  
die Stube sehen“, d. h. mit dem Ab-  
schnitt nicht über den Tischrand schauen.

Das Sprichwort sagt: „Wer das Brot  
krumm schneidet, hat an dem Tag schon  
gelogen, wer das Brot nicht eben schnei-  
den kann, kann auch nicht eben tanzen.“  
Das Brotschneiden erfordert eine ge-  
wisse Geschicklichkeit. Und weil „Geschid“  
und „Glüd“ sich reimen und weil eine  
geschickte Behandlung des Brotes auch  
auf eine ordentliche Lebensführung schlie-  
ßen läßt, so prophezeit man dem, der  
die Kunst des Brotschnittes versteht,  
Reichtum. „Schneidet das Brot gleich,  
dann werdet ihr reich“, sagt man im Erz-  
gebirge und fügt hinzu: „Schneidet ihr's  
über die Quer, so geht auch alles quer.“

Auch heißt es an anderer Stelle:  
„Wer will werden reich, der schneid' das  
Brot fein gleich“, was damit erklärt  
wird, daß ein Hauswirt verarmen muß,  
der es duldet, daß „seine Kinder und sein Gesinde nur nach  
ihrem eigenen Gefallen das liebe Brot berupfen und veräus-  
teln und unordentlich davon schneiden, daß zuweilen die Rinde um  
und um abgeschnitten wird und nichts als die Broße liegen  
bleibt, welche hernach gemeinlich verschimmelt und aufs höchste  
denen Schweinen zuteil wird“.

„Gold finden“, d. h. reich werden soll nach altem Spruch  
auch derjenige, der schimmeliges Brot zu verschmaufen nicht ver-  
schmäht. Ihm wird hohes Alter vorausgesagt, eine helle Stimme  
sei ihm eigen, leuchtende Augen und weiße Zähne.

Nun, schimmeliges Brot wird man heute kaum irgendwo  
finden. Doch aber wird uns die „Brotlehre“ noch interessieren:  
„Fremder Leute Brot ist den Kindern Semmel“, hierunter kann  
man auch Kuchen oder Zuder verstehen.

Denken wir bei diesem Worte heute nicht an gewisse große  
Kinder, denen alles Fremdländische begehrtes- und beachtens-, ja  
nachahmenswert erscheint, und die das Heimatlische dem Fremden  
hintenansehen? In den kommenden Tagen wird man hoffentlich  
anders denken und erst sorgsam prüfen, ob es auch immer Semmel  
und Kuchen ist, was über die Grenzen in die Heimat geführt wird  
und uns den Geschmack heimischen Brotes verleiden will.

Und zeitgemäßer als je ist auch heute das Wort: „Das Brot,  
das man verschenkt, findet man wieder.“ Heute heißt es: „Spart  
Brotmarken und ihr selbst werdet die Segnungen eines ehren-  
vollen Friedens genießen.“

Wohl mancher Hausfrau wird diese Forderung zu hoch und  
zu streng erscheinen. Gerade das Brot, das so knapp ist, soll  
man sich versagen? — Auf solch' kleinmütige Frage gibt eine  
deutsche Sage eine treffliche Antwort:

„Es war einmal eine Hungersnot. Da hatte das edle Fräu-  
lein von Lichtenstein auf Nedarshausen ein einziges Brot nur  
noch im Hause. Ein Bettler kam und bat sie um ein Stücklein.  
Barmherzig war sie bisher nie gewesen. Vom Überflusse hatte  
sie stets und freudig gegeben. Aber vom letzten, vom allerletzten  
Brotlaib, den sie selbst befaß? Das schien ihr doch zu viel ver-  
langt. Nach kurzem Zaudern hieß sie den Bettler gehen. Ein  
Stündlein später gedachte sie ihren eigenen Hunger zu stillen,  
doch siehe, der Brotlaib war zu Stein geworden. Beschämt  
erkannte das edle Fräulein den Jorn des Himmels und ließ  
das feinerne Brot sichtbarlich einmauern in die Wand einer Ka-  
pelle, künftigen Geschlechtern zur Warnung.“



Wo ist uns Brot zu haben zum Wascheaufhängen?

er  
er  
über  
vom  
mädi  
D  
erich  
te sie  
mung  
Bin-  
Bäder  
ihres  
tsfä  
inem  
agd  
f ach  
dara  
afür  
ten  
wird  
nd  
n, da  
nd al  
ürdet  
sicher  
rahen  
espro  
in  
ich  
Sch  
heit  
ichen  
Direk  
zu  
hüte  
Am  
!!  
erger  
Imts  
auf  
nich  
de  
beilä  
n Of  
enn  
mer  
gero  
on  
der  
war  
z die  
est  
r Be  
wie  
sie  
men  
sie  
reich  
viel  
der  
Rei  
eber  
ie  
n,  
om  
das  
Jahr  
ial  
! U  
breit  
Str  
weil  
lieb

